

Illustriertes Unterhaltungsblatt

Wöchentliche Beilage zur

Thorner Ostdeutschen Zeitung.

Verlag der Buchdruckerei der Thorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Thorn.

1900. * № 8.

Orient-Expreß.

Novelle von **Paul Oskar Höcker.**

(Fortsetzung und Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Das „Ehepaar Tessarow" fügte sich schließlich in die ihm dargebrachten Huldigungen, ja, es amüsierte sich sogar über die Begeisterung, die sein Erscheinen an den Wagenfenstern jedesmal hervorrief.

Stury brachte es in möglichst herablassendem Grüßen auf die Dauer sogar zu ziemlicher Gewandtheit.

Wenn ihm das vor drei Monaten gesagt worden wäre, daß er die Rolle des Prinzen, in dessen Pläne er einst so verhängnisvoll eingegriffen hatte, einmal mit solcher Gewandtheit spielen würde!

Immerhin wunderte es ihn, die Sympathie auch der benachbarten Nationen so ganz auf seiten des „berühmten Liebespaares" zu sehen.

Das hatte aber, wie er endlich in Budapest erfuhr, seinen besonderen Grund. An dem Tage, an dem er die Hauptstadt des Fürstentums passiert, hatten die Zeitungen eine sensationelle Nachricht gebracht, die für das Land des Fürsten Leo von hervorragender Bedeutung war: die junge Großfürstin Dagmar, die Gattin des Thronfolgers, sah einem freudigen Ereignis entgegen!

— — — — — — — — — — —

Wenn Sora und der Prinz, die den mit großer Verspätung abgelassenen Expreßzug be-

Preis-Eisschießen in Langenwang im Mürzthal. Nach einer Originalaufnahme. (S. 60)

nutzten, eine Ahnung von der possierlichen Triumphfahrt Sturys mit Noëlie gehabt hätten, so wären sie weniger in Angst und Sorge gewesen.

Sie benutzten getrennte Abteilungen, thaten, als kennten sie einander nicht, und Karoly trug den Paß des Ingenieuroffiziers in der Tasche, der mit dem Paletot Sturys unter Soras Handgepäck geraten war. Das Unglück aber wollte, daß die beiden Wollmanns sie beim Einsteigen bemerkten.

Die beiden hatten beim Frühstück die neuesten sensationellen Nachrichten über das „berühmte hohe Liebespaar" in einer Zeitung gelesen: Tessarow und Frau waren also niemand anders als der Prinz und seine Geliebte! Wollmanns erbebten vor Aufregung, als sie sich sagten, daß sie in einem Wagen mit ihnen gefahren waren, ja, daß der Prinz sie selbst im Gasthofe aufgesucht hatte.

Die Nachricht von der Entführung durch eine Räuberbande erklärte Wollmann sofort für eine Zeitungsente, von Tessarow selbst in die Blätter gebracht, um unentdeckt aus dem Lande entkommen zu können.

„Gott, wenn ich bedenke," rief der Konzertdirektor, „was für ein Geschäft ich da hätte machen können! Die Romanescu kontraktlich mir verpflichtet! Und ich Esel hab' mich mit ein paar tausend Franken abfinden lassen! Ich Ochse, ich Schaf, ich . . ." Er ruhte nicht eher, als bis er eine vollständige Menagerie erschöpft hatte.

Wenigstens wollte er jetzt im Orient-Expreß sich rächen für das ihm entgangene gute Geschäft: er wollte sowohl den Mitreisenden als dem Zugpersonal verraten, wer dieser angebliche Tessarow-Stury und diese vermeintliche Noëlie Tausig seien.

Aber die Mitreisenden, denen er mit geheimnisvoller Miene seine Entdeckung mitteilte, lachten ihn aus. Man erwiderte ihm überlegen: im gestrigen Orient-Expreß habe das Ehepaar Tessarow, in dem der Prinz und die Romanescu zu vermuten seien, das Land bereits verlassen, das habe ja lang und breit in der Zeitung gestanden; und das Zugpersonal wußte sogar von den großen Ehren zu erzählen, die dem beliebten hohen Liebespaar zu teil geworden waren.

Wollmanns Versicherungen blieben vergeblich. Man glaubte ihm einfach nicht.

So behielt sich der Konzertdirektor denn seinen Hauptcoup für die Paßrevision an der Grenze auf. Dort wollte er laut verkünden, wo der Prinz und die ehemalige Hofdame zu suchen seien.

Karoly hatte, als er in Najada zur Paß- und Zollrevision schritt, die aufreizenden, gefährlichen Reden des Berliners wohl gehört und ihren Zweck verstanden.

Der Prinz war daher wachsbleich und fast ohnmächtig vor Erregung, als er dem Beamten Sturys Paß hinreichte. Neben dem Grenzoffizier stand Wollmann. Jetzt musterte man das Antlitz des „vermeintlichen Prinzen"; Karoly sah den Beamten den Kopf schütteln und lachen.

Ohne ein Wort erhielt Karoly Sturys Paß zurück. Schon drängten andere nach, er wurde weiter geschoben. Und ebenso glatt verlief die Revision bei der nicht minder erregten Sora, die dem niederträchtigen Wollmann flehentliche Blicke zusandte.

Den „wahren Prinzen" und die „wahre Romanescu" hatte man hier schon gestern gesehen. Wollmanns Sensation verpuffte daher kläglich.

Als alles wieder eingestiegen war, schenkte man den aufgeregten Reden des Berliners nicht einmal mehr Gehör.

Mittlerweile sauste der Orient-Expreß wieder in die Nacht hinein, und die Mehrzahl der Reisenden begann schläfrig zu werden. Nur Wollmann nicht, der mit wahrer Verzweiflung auf seiner Behauptung verharrte: und die Beamten und die Zeitungen und die ganze Welt mochten sagen, was sie wollten, er wisse es besser, denn er habe doch Beweise — Beweise.

— — — — — — — — — —

In Budapest trafen die beiden Liebespaare zusammen. Inzwischen hatten auch Karoly und die Romanescu von dem freudigen Ereignis gehört, das sich im Palais des Kronprinzen Leo vorbereitete.

Die Versöhnung zwischen dem Prinzen und Stury war die nächste Folge.

Zwischen Stury und Noëlie aber mußte Sora erst eine vorübergehende Verstimmung beseitigen. Ihren liebevollen, von seligster Dankbarkeit für Noëlie erfüllten Worten gelang dies auch endlich, trotzdem Stury es der jungen Deutschen nicht so leicht vergeben wollte, daß sie so ausgezeichnet Komödie zu spielen verstanden hatte. Das schien ihm nämlich ein zu gefährliches Talent für eine junge Frau.

Schließlich mußte er aber doch zugeben, daß es ihm bedeutend lieber war, das aufregende Ehedrama zwischen „Tessarow und Frau" hatte nie stattgefunden, als daß er seine liebe, tapfere und reisegewandte Noëlie erst durch einen schrecklichen Prozeß ihrem „Tyrannen" entreißen mußte.

— — — — — — — — — —

Der Orient-Expreß entführte die beiden Liebespaare dann noch über Wien, München, Frankfurt und Paris nach Ostende. Von dort begaben sie sich auf englisches Gebiet, und knapp eine Woche, nachdem sie den Bosporus verlassen, vereinigte schon in einem verschwiegenen Dorfkirchlein am Kanal ein englischer Geistlicher die Hände der beiden Paare zum ewigen Bund.

Wohl wurde die Vermählung Karolys bald darauf in der internationalen Presse vielfach erörtert — wohl sprach man von strengen Maßregeln des Fürsten Leo. Das glückliche junge Ehepaar las keine Zeitung. Es verschwand zunächst von der Bildfläche, und weder Zeitungs- noch Hofklatsch drang zu seinen Ohren.

Der in Chicago weilende Stury und seine Gattin aber, die in freundschaftlichem Briefwechsel mit dem „berühmten Liebespaare" stehen, sprechen noch sehr oft von ihrer abenteuerlichen Fahrt im Orient-Expreß.

Ende.

Auf der Nehrung.

Novelle von **Hans Warring.**

1. (Nachdruck verboten.)

„Er hat gearbeitet wie der Jüngste unter uns, wie einer, der noch nicht Feierabend machen kann, der noch etwas zu verrichten hat auf der Welt."

Der Mann, der diese Worte mit dumpfer Stimme gesprochen hatte, schluckte, als drücke eine Hand ihm die Kehle zusammen. In seinem wetterharten Gesicht zuckte es, als er seine Augen langsam im Kreise der Menschen umherwandern ließ, die mit bleichen Gesichtern ihn umstanden.

„Und es kam so rasch über euch, daß ihr nicht mehr an Land gehen konntet?" fragte ein blasses Mädchen, das ihm gegenüberstand und ihn mit großen thränenlosen Augen ansah.

„Wir waren schon auf hoher See, als es anhub zu wehen; und dann auf einmal war das Wetter da, rascher, als wir geglaubt hatten. Und dann ging's an das Bergen des Garns — ihr wißt ja, daß das Netzzeug des Fischers Vermögen ist. Es verlieren, heißt zu Grunde gehen. Der Alte freilich hätt' es ertragen können, aber gerade der hat gearbeitet, als müsse er sein Letztes retten. Und dann ist der Sturm losgebrochen. In kurzer Zeit stand eine so hohe schwere See, daß wir machtlos dagegen waren."

„Und dann kam das Schneetreiben," bemerkte ein anderer.

Der Mann nickte. Ja, dann sei es gekommen, erzählte er, und sie hätten nichts mehr ringsum gesehen als die wirbelnden Flocken und die kochende See. Bis dahin hätten die vier Boote sich möglichst bei einander gehalten, aber nun hätten sie sich aus den Augen verloren. Nur einmal habe er noch wie durch einen Nebel das Boot des Alten gesehen, und ihn und die beiden anderen Männer darin. Er habe ganz deutlich den Alten am Steuer gesehen, wie er es aus Leibeskräften niedergehalten habe. Und dann wären sie in die Brandung geraten, jeder für sich und sein Leben ringend. Sie seien schon so nahe dem Strand gewesen, daß sie die Menschen drüben hin und her hätten laufen sehen. Da habe er auf einmal dicht neben sich wieder das Boot erblickt — gekentert, kielaufwärts treibend, und von den drei Männern keine Spur. Sie selbst aber seien gerettet worden, hundert Hände hätten sich ihnen entgegengestreckt, bis zur Brust hätten die braven Rossitter im Wasser gestanden und sie an Land gezogen. Und dann seien sie wie tot auf den Sand gefallen und erst nach Stunden wieder zu sich gekommen, um zu erfahren, daß von den ausgelaufenen vier Booten sich nur zwei gerettet hätten.

„Das gekenterte war eures," schloß der Erzähler, „ihr müßt stillhalten, Leut', das ist nun einmal nicht anders. Der Alte ist hingegangen, wie mancher brave Mann vor ihm."

Ringsum war es totenstill, man hörte nur das leise Schluchzen eines jungen Mädchens, der Enkelin des Dahingegangenen. Sie hatte, auf der Erde knieend, das Gesicht in die Polster des alten Lehnstuhls gedrückt, in dem der Großvater stets seine Mittagsruhe gehalten hatte.

„Armes junges Ding!" sagte der Mann mit einem mitleidigen Blick auf die knieende Gestalt, „sie hat von allen am meisten verloren!"

„Glaubst du, daß sie mehr verloren hat als ich, Anders?" fragte die Tochter des Verstorbenen, jenes blasse Mädchen, das zuerst gesprochen, mit bebender Stimme.

Es folgte eine verlegene Pause, dann sagte der Gefragte: „Na, nichts für ungut, Ernestine, ich will dir gewiß nicht zu nahe treten, aber wir alle wissen ja, wie es hier zugegangen ist. Der Alte hatte doch nun einmal sein Herz an das Kind gehängt. Und was hätte auch aus ihr werden sollen, aus so einem armen Würmchen, das weder Vater noch Mutter hat."

„In diesem Falle bin ich jetzt auch, jetzt hab' ich den Vater verloren, und was das zu bedeuten hat, eine Mutter haben, das hab' ich nie kennen gelernt."

„Hast recht, hast recht, aber es ist doch noch etwas anderes mit dir. Du bist älter als das Kind, ruhiger und bedachtsamer, du wirst den Kopf oben behalten. Und du bist aufgewachsen in deinem Vaterhaus und trägst einen Namen, der einen guten Klang hat ringsum im Land. Aber das Kind da — na, du weißt ja, daß dein Schwager unserer Gemeinde gerade nicht zur Ehre gereicht hat. Das vergessen die Leute nicht und suchen es an den Kindern heim. Bis jetzt freilich hat keiner gewagt, dem Mädel auch nur ein Härchen zu krümmen, dafür hat der Alte gesorgt, der war ihre Ehr und Wehr. Das wird jetzt anders werden, glaub's mir!"

„Sie wird es eben tragen müssen," antwortete Ernestine. „Freilich möchte es ihr leichter werden, wenn sie zur Demut erzogen worden wäre. Wer einen Namen hat, der verrufen ist in Dorf und Gemeinde, darf den Kopf nicht hoch tragen. Der Vater ein Säufer

und Raufbold, die Mutter eine pflichtvergessene Tochter, die gegen den Willen der Eltern —"

„Still, still! Nicht heut, nicht jetzt laß deinem Groll freien Lauf!" wehrte eine alte Frau, die bis dahin, die Schürze vor den Augen, beiseite gestanden hatte. „Noch hat der Vater nicht Ruhe gefunden im Grabe, noch haben die Wellen ihn nicht zurückgegeben, und schon bricht der Unfrieden aus, den er mit starker Hand niedergehalten hat. Und wenn nicht aus Gehorsam gegen ihn, so halte Frieden der Leute wegen! Laß unser gutes Haus nicht in die Mäuler der Leute kommen!"

„Die Muhme hat recht, Ernestine. Wer auf einem Berg steht, ist weit zu sehen. Auf euer Haus sehen alle Augen im Dorf, das bedenk! — Und jetzt adjes, Leute! Laßt mich rufen, wenn ihr mich brauchen könnt!"

Der Fischer schüttelte den beiden Frauen die Hände und wandte sich zum Gehen. Da fühlte er plötzlich seinen Arm von zwei zitternden Händen umklammert. Das junge Mädchen, das den letzten, leiser geführten Teil des Gespräches nicht gehört zu haben schien, hatte sich aus ihrer knieenden Stellung erhoben und stand jetzt neben ihm, das braune lockige Haar von den verweinten Augen zurückstreichend.

„Und wann — wann — meint Ihr, Anders — wann wird die See ihn an Land werfen?"

Stammelnd und leise waren die Laute von ihren Lippen gekommen, aber der Mann hatte sie verstanden. Er zuckte mitleidig die Achsel.

„Man kann nicht wissen, es kommt auf den Wind an. Wenn wir Nordwest behalten, kann es ihn bald herausgeben; wenn aber der Wind wechselt —"

Er machte eine Handbewegung, die mehr als Worte sagte. Das Mädchen schauerte zusammen und legte die Hand über die Augen.

„Seine Ruhestatt wird er finden, Rosel; das Meer giebt immer zurück, was es verschlingt, und wenn wir ihn nicht begraben, so werden andere Menschen ihm die letzte Ehre erweisen, irgendwo an einer anderen Küste," sagte die Alte leise.

„Ja, Muhme, ja. Aber ich möchte doch wenigstens sein Grab haben. Jch möchte hingehen zu ihm, abends, wenn die Sonne ins Meer sinkt!"

Sie schluchzte wieder. Der Mann fuhr sich mit der Hand über die Augen und drückte sich leise durch die Thür. Er konnte den Jammer nicht länger mit ansehen.

Drinnen nahm die alte Frau das Kind in den Arm und drückte dessen Haupt an ihre Schulter.

„Trag es mutig, Rosel, trag's still! Du bist noch jung, es werden wieder bessere Zeiten für dich kommen. Und vergiß nicht, Rosel, daß es anderen noch schlimmer geht, wie uns. Von den vier Booten, die ausgelaufen sind, sind nur zwei wiedergekommen; von zwölf Mann sind sechs geblieben, darunter drei Familienväter. Für uns ist gesorgt, wir werden nicht Not leiden, aber denk an die anderen. Bei denen klopft neben dem Kummer auch der Hunger an die Thür."

„Jawohl, Muhme, das ist Elend, großes Elend. Wollen wir nicht hingehen zur armen Jonatin und nachsehen, was sie und ihre Kinder etwa brauchen könnten? Sie hat mir neulich geklagt, daß ihre Kartoffeln zu Ende gingen, und der Großvater hatte versprochen, ihr welche zu geben. Muhme, wir wollen sie ihr bringen."

„Das wird fernerhin meine Sache sein und nicht die deine!" sagte Ernestine in abweisendem Ton. „Das Geben und Wegtragen aus anderer Leute Säckel wird von jetzt an ein Ende haben. Wenn es dich so sehr gelüftet, groß zu thun und die reiche Wohlthäterin zu spielen, so greif doch in deine eigene Tasche. Aber ich meine, es wird von jetzt an nicht viel drin sein, das des Hineingreifens wert wär'."

Sie lachte, ein böses Lachen, das ihrem Gesicht einen höhnischen Ausdruck gab. Das junge Mädchen stand regungslos vor ihr und starrte sie mit weit offenen Augen, dem Ausdruck fassungslosen Schreckens, an. Ein paar Augenblicke blieb es still, es war nur eine ganz kurze Spanne Zeit, aber sie genügte, um in der Seele des kaum zum Mädchen erblühten Kindes die Erkenntnis zu wecken, daß es mit dem geschätzten, von Liebe umhegten Glück ihrer Kindheit jetzt für immer vorbei sei, daß sie niemand mehr habe, der mit dem Willen zugleich die Macht besaß, sie zu schützen.

„Nun, was giebt's, warum starrst du mich so an?" fragte Ernestine. „Geht dir jetzt vielleicht die Erkenntnis auf, daß es mit deinem Herrenleben jetzt vorbei ist? Besinnst du dich darauf, daß du mir einmal gesagt hast, wenn ich dich ankeife, machst du dir nicht mehr daraus, als wenn der alte Tyras dich anknurrt? Besinnst du dich? Nun, warum wagst du das heute nicht mehr zu sagen?"

„Um Gottes willen, Ernestine, laß doch jetzt die alten Geschichten!" fiel die Muhme ein. „Und du, Rosel, antworte nicht — jetzt nicht! Geh, Kind, geh gleich! Draußen ist's schön — ich besorg' schon den Abendtisch."

Die alte Frau hob und senkte beschwichtigend ihre zitternden Hände und versuchte das Mädchen nach der Thür zu drängen. Dieses aber hatte sich hoch aufgerichtet und stand mit blassem Gesicht vor der Tante. Die beiden ungleichen Gestalten maßen sich mit zornsprühenden Augen.

In der äußeren Erscheinung dieser beiden Frauen lag in der That nichts, das ihre nahe Verwandtschaft kennzeichnete. Die Aeltere, Ernestine, war klein von Gestalt, hager und durch einen Fehler in der Hüfte von Geburt an lahm. Ihr Gesicht war nicht unschön, es trug feine Züge, feiner, als man bei Bauernmädchen gewöhnlich findet, aber es war farblos, von hellblondem Haar umrahmt und trug den Ausdruck von Verbitterung und Leid. Die andere dagegen war ein Bild der Jugendschöne und Jugendfrische, die dunklen Augen voll Leben; von warmem Leben die ganze schlanke, elastische Gestalt durchweht. Vielleicht war es das Bewußtsein dieses Vorzugs, das den raschen Zorn des Mädchens sinken machte. Statt der heftigen Antwort, die Ernestine erwartet hatte, die sie ebenso heftig abzuwehren und zu erwidern bereit war, kamen nur zwei Worte in mitleidigem Ton gesprochen über ihre Lippen:

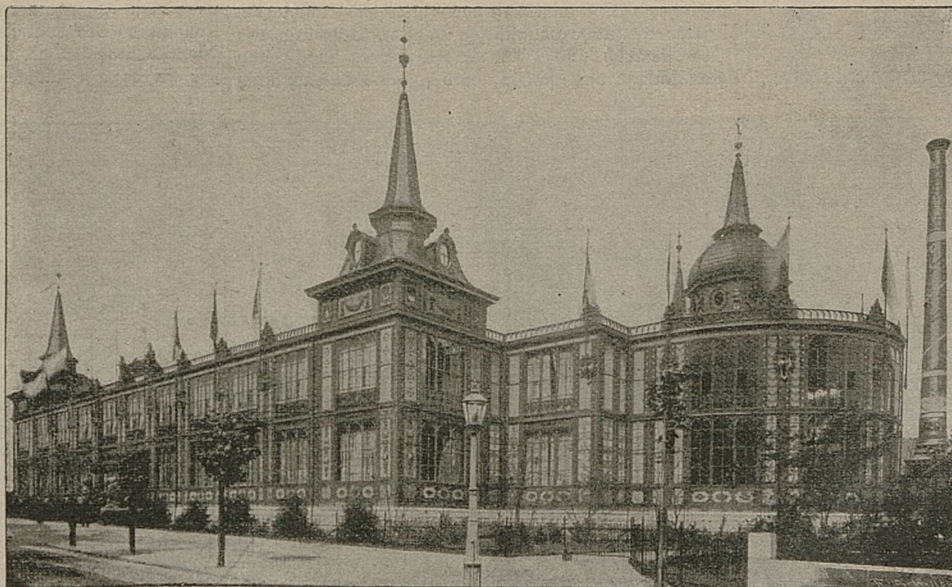
„Arme Ernestine!"

„Jch brauch' dein Mitleid nicht, ich will es nicht!" rief diese, während Rose rasch ins Freie getreten war und die Thür hinter sich zu gedrückt hatte.

Drinnen aber stand die alte Muhme mit flehend erhobenen Händen vor der anderen.

„Ernestine, denk an den Vater und halt Frieden im Haus! Halt seinen Willen in Ehren! Und denk auch an das arme Kind, sie ist doch Blut von deinem Blut, die Tochter deiner einzigen Schwester; hab doch Erbarmen mit ihr!"

„Erbarmen?" rief Ernestine, die jetzt, da sie zum erstenmal aussprechen durfte, was jahrelang in ihr gearbeitet und gegärt hatte, wie außer sich war und mit einer Leidenschaftlichkeit sprach, welche die Alte erschütterte. „Erbarmen? Wer hat je Erbarmen mit mir gehabt? Vernachlässigt und zurückgesetzt bin ich worden von klein auf. Um seiner Aeltesten, der schönen Marie willen hat der Vater vergessen, daß er noch ein zweites Kind hatte. Was ging ihn die kränkliche, blasse, lahme Ernestine an! Die war dazu da, um in den Winkel geschoben zu werden. — Und dann kam Gottes Strafgericht über das Haus und über den Mann. Die schöne Marie vergalt dem Vater auf ihre Art. Sie hat immer ihren Willen durchzusetzen verstanden — immer mußte der Vater thun, was sie wollte. Und zum Dank dafür hat sie ihn betrogen. Monatelang hat sie es hinter seinem Rücken mit dem gräflichen Reitknecht, dem schwarzen Ungarn, gehalten, obgleich der Vater ihr gesagt hatte: Das ist kein Mann für dich, und kein Sohn für mich. Jch brauch' einen Bauern, der sich auf die Wirtschaft versteht, einen, der nicht bloß reiten, der auch arbeiten kann. Und als der Vater bei seinem Willen und Ausspruch dennoch blieb, da zeigte sich's, wie weit ihr Gehorsam und ihre Kindesliebe reichte. Durchgegangen ist sie mit dem Menschen!"



Das Bayerische Eisenbahnmuseum in Nürnberg. (S. 60)

„Ernestine, wie kannst du sie noch im Grabe beschimpfen! Sie war und blieb doch deine Schwester, und ihren Ungehorsam hat sie durch ihre freudlose, elende Ehe schwer gebüßt."

„Sie hat nur erhalten, was sie verdiente. Der Vater hatte sie gewarnt — auch du hattest gebeten und sie beschworen, abzulassen von dem



Vizeadmiral Felix Bendemann,
der neuernannte Führer des deutschen Kreuzergeschwaders in Ostasien.

Menschen. Nun, ein altes Sprichwort sagt: Wer nicht hören will, muß fühlen. Sie hat es gefühlt; mißhandelt hat er sie, ihr mütterliches Erbe hat er durchgebracht, in den Wirtshäusern war er besser bekannt, als auf den Arbeitsplätzen. Immer wieder hat der Vater sie aus ihrem Elend gerissen, immer gegeben und gegeben. Sie hat mehr vom väterlichen Gut bekommen, als recht und billig ist.“

„Rechne es ihr nicht nach, Tine! Für dich ist doch noch genug übrig geblieben. Wer im Nest sitzen bleibt, ist immer noch im Vorteil gegen den, der aus demselben heraus muß.“

„Himmelschreiende Ungerechtigkeit wäre es, wenn es anders sein möchte! Während sie davonging, bin ich geblieben und habe gearbeitet wie eine Magd. Keine Freude hab' ich kennen gelernt, nur Arbeit, Sparen, Zusammenhalten. Und dann, als die beiden zu Grund gegangen waren — sie an der Schwindsucht, er am Trunk — da kam die Rose zu uns ins Haus.“

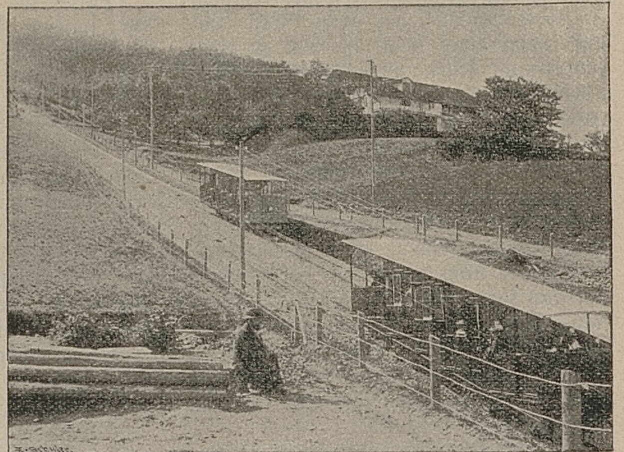
Das Mädchen hielt inne und preßte die Hände auf die Brust, die sich in der Erregung des Augenblicks keuchend hob und senkte. Ihr Gesicht war totenblaß geworden und ihre Lippen zitterten.

„Muhme, wenn ich einen Todfeind hätte, ich möchte ihm nicht wünschen, was ich damals gelitten. Ich hatte jahrelang mit dem Vater gewirtschaftet, gethan, was ich ihm an den Augen absehen konnte, keinen Willen gehabt als den seinen. Und nun mußte ich erleben, daß mit dem ersten Schritt des damals siebenjährigen Kindes in das Haus alles ausgelöscht war, was ich ihm gewesen. Die Rose war ihm die Welt — die Ernestine wurde wieder in den Winkel geschoben!“

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Rundschau.

Eines der eigenartigsten Volksspiele des bajuvarischen Volksstammes ist das winterliche Eisschießen, dessen eigentliche Heimstätten Bayern, Salzburg und Oberösterreich sind. Es werden häufig Wett- und Preiskämpfe veranstaltet, und so fand kürzlich auch ein solches **Preis-Eisschießen zu Langenwang im Mürzthale** statt. Es wird dabei auf einer glatten Eisbahn mit den gewichtigen Eisstöcken (Holzscheiben, mit einem Eisenreif beschlagen, und zum Zweck der Handführung oben mit einem kurzen, leicht gekrümmten Holzstiele versehen) nach einem Ziele „geschossen“, das bald aus einem oder mehreren Kegeln oder aus Kugeln besteht. Es bilden sich zwei Parteien, und es gilt nun für den ersten Spieler, den Eisstock so über die Fläche hinrutschen zu lassen, daß er dem Ziele möglichst nahe kommt, für die Nachfolgenden aber, den Stock des



Die elektrische Gurtenbahn bei Bern: Kreuzungsstelle auf halber Bergeshöhe.

Gegners „wegzuschießen“. Die Partei gewinnt, die am Schlusse eines Ganges („Kehr“) einen ihrer Stöcke zunächst am Ziele hat. Das ganze Spiel gewinnt jene Partei, die zuerst zwei „Kehren“ macht. — Der Name der Stadt Nürnberg ist bekanntlich mit der Geschichte der deutschen Eisenbahnen eng verknüpft, denn die am 7. Dezember 1835 eröffnete Ludwigsbahn von Nürnberg nach Fürth war die erste in Deutschland. Wie nun die Eisenbahnen sich seitdem in Bezug auf Technik beim Bau und Betriebe sich stufenweise entwickelten und zu ihrer jetzigen Vervollkommnung allmählich erhoben, veranschaulicht das kürzlich eröffnete **Bayerische Eisenbahnmuseum in Nürnberg** mit seinen eigenartigen und interessanten Sammlungen, durch die es in Deutschland bis jetzt einzig dasteht. — An Stelle des nach Deutschland heimkehrenden Prinzen Heinrich von Preußen übernahm **Vizeadmiral Felix Bendemann** das Kommando des deutschen Kreuzergeschwaders in Ostasien. Er gehört der Marine seit 1867 an und war vor seiner erst im September 1899 erfolgten Ernennung zum Chef des Admiralstabes mehrere Jahre Inspekteur des Torpedowesens und dann Divisionschef des ersten Geschwaders. — Unter den die schweizerische Bundeshauptstadt Bern umgebenden Höhen nimmt der 861 Meter hohe Gurten als Aussichtspunkt die erste Stelle ein. Dieser Berg ist nunmehr durch die **Gurtenbahn** dem allgemeinen Ausflugsverkehr zugänglich gemacht worden. Die elektrisch ohne Zahnrad betriebene Bahn hat ihre **Kreuzungsstelle auf halber Bergeshöhe** und besitzt eine Länge von 1050 Meter bei 25 Prozent



Anwendung des Heliographen bei den englischen Truppen in Südafrika. (S. 62)



Ein Drama in Monaco. Nach einem Gemälde von E. Thöni. (S. 62)

mittlerer Steigung. — Für den Signaldienst benutzen die englischen Truppen in Südafrika bei Tage den Heliographen und die Flaggen, bei Nacht das Kalklicht. Der **Heliograph** trägt auf einem dreibeinigen Gestell, um eine senkrechte Achse horizontal drehbar, eine Stange, deren eines Ende einen Spiegel, das andere eine mit Fadenkreuz versehene und durch eine Mikrometerschraube regulierbare Visierung hat. Mittels einer Schraube läßt sich der Spiegel, dem Einfallswinkel der Sonnenstrahlen entsprechend, mehr oder weniger neigen, so daß die von ihm zurückgeworfenen Strahlen horizontal weitergehen. Im Zentrum des Spiegels ist der Quecksilberbelag entfernt, damit man hindurchvisieren kann. So lassen sich die reflektierten Sonnenstrahlen genau auf einen entfernten Beobachtungsposten richten. Dieses Licht kann man unterbrechen, indem man durch Druck auf eine Feder den Spiegel aus seiner Lage bringt, in die er später von selbst zurückkehrt. Längere und kürzere Sonnenblitze entsprechen den Strichen und Punkten des Morsetelegraphen.

Ein Drama in Monaco.

(Mit Bild auf Seite 61.)

Alljährlich fordert die Spielbank von Monte Carlo in Monaco zahlreiche Opfer; es giebt dort einen besonderen Friedhof für jene Unglücklichen, welche sich das Leben nehmen, nachdem sie alles verspielt haben. Ein solches Drama führt unser Bild (nach einem Gemälde von E. Thöni) uns vor Augen. In den prachtvollen Anlagen, die das Kasino von Monte Carlo umgeben, fällt ein Schuß. Eine promenierende Dame und ein Polizeibeamter treffen gleichzeitig bei einer Bank ein, vor der der Selbstmörder auf dem Boden hingestreckt liegt. Ein geöffneter Brief liegt bei dem Toten; der Polizist bückt sich, um das Schreiben aufzuheben. Die zierlich geschriebenen Zeilen sind von der jungen Frau des Unseligen, die er in Nizza zurückgelassen. Inzwischen hat er alles seiner Spielleidenschaft geopfert, sein Vermögen und das der beklagenswerten Gattin. Völlig ruiniert griff er dann in der Verzweiflung zum Revolver.

Ein Abenteuer auf dem Mississippi.

Erzählung aus dem Leben eines Flachbootschiffers.

Von **Val. Fern.**

(Nachdruck verboten.)

Ich kann mich noch recht lebhaft der Zeit entsinnen, als die ersten Dampfer auf dem Mississippi und Ohio erschienen. Wir Flachbootschiffer waren darüber aufs äußerste ergrimmt, denn wir vermeinten, daß unser Geschäft dadurch zu Grunde gerichtet werden würde.

„Hole der Henker alle diese neuen Erfindungen!" sagte mein Freund und Compagnon Jim Brewer zu mir, als wir in Cincinnati am Landungsplatz den ersten Flußdampfer erblickten. „Kalkuliere, hätten wir das gewußt, wär's besser gewesen, das neue große Flachboot nicht erst zu zimmern. Was meinst du dazu, Jack Colley?"

„Bin ja gewiß ganz deiner Meinung, Jim," versetzte ich. „Vermutlich werden diese verwünschten Qualmboote allmählich der Flachbootschiffahrt ein trübseliges Ende bereiten, so daß es sich für uns nicht mehr lohnt, Frachten nach New Orleans hinunterzubringen."

Wir hatten gerade eine Handelsspekulation im Werke. Hundertachtzig Schinken und dreißig Speckseiten hatten wir teils für bar Geld, teils auf Kredit von einigen uns befreundeten Ohiofarmern eingehandelt, ebenso vierhundert Säcke Aepfel, vierzig Körbe Zwiebeln und zweitausend Stück Kohlköpfe, außerdem noch sonst allerlei Kleinigkeiten. Diese Artikel, welche im Norden sehr niedrig im Preise standen, hofften wir im Süden, nämlich in New Orleans, mit gutem Profit zu verkaufen. In unserem neuen Flachboot war die Ladung teils im Raum, teils zweckmäßig auf dem Verdeck verstaut, wo wir zwischen den Aepfelsäcken und Zwiebelkörben unsere Schlafstätten hatten.

Ich, als der Erfahrenste, kommandierte als Schiffer, mein Freund und Compagnon Jim Brewer war Steuermann. Dann hatten wir zwei junge Irländer an Bord und einen alten Schotten, welch letzterer unsere Küche besorgte.

Damals machten einige Banden von Flußpiraten den Mississippi unsicher. Vorsichtshalber waren wir also bewaffnet mit Flinten und Pistolen — Revolver kannte man damals noch nicht. Gegen eine bedeutende Uebermacht hätten wir fünf freilich nicht viel ausrichten können. Indessen hatten wir früher doch immer gute unbehinderte Fahrten gehabt, und so hofften wir auch diesmal auf dasselbe Glück.

Wir fuhren denn eines schönen Tages ab, glitten den Ohiostrom hinunter und gelangten nach geraumer Zeit in den „Vater der Ströme", wie die Rothäute den gewaltigen Mississippi nennen. Hier mußte nun sorglich achtgegeben werden wegen der zahllosen, im schlammigen Wasser treibenden Baumstämme und der vielen, oft so veränderlichen Untiefen bei und zwischen den Hunderten von Schilf- und Schlamminseln. Einige schwerfällige, auch nach Süden strebende Flachboote überholten wir, was uns ganz stolz machte. Dann aber wurde unser Stolz um so tiefer gedemütigt, als ein Dampfer an uns vorbeirauschte, vor dem wir noch dazu eiligst aus dem Wege steuern mußten, bei welcher Gelegenheit wir beinahe in einem Haufen von Treibholz und schwimmendem Gestrüpp unser Fahrzeug festgerannt hätten.

Jim und ich und die anderen verwünschten aufs kräftigste den unverschämten Dampfer, indem wir unsere fünf Paar Fäuste hinter ihm her schüttelten. Die auf dem Verdeck des „Fulton" — so hieß der Qualmkasten — sich aufhaltenden Passagiere brachen über unsere ohnmächtige Wut in ein schallendes Gelächter aus, was unsere Wut natürlich nur noch steigerte. Wir ahnten ja nicht, daß wir etliche Tage später alle Ursache haben würden, Mr. Fulton, den berühmten Erfinder der Dampfschiffahrt, zu segnen.

Es war abends spät, als wir das Unglück hatten, an der linken Uferseite auf eine Schlammbank, die unter dem Wasser erst neuerlich entstanden sein mochte, zu fahren und so fest zu geraten, daß wir nicht gleich wieder los zu kommen vermochten, zumal im Finstern. Nun, das Unglück war ja nicht so schlimm; wir mußten uns wohl oder übel in Geduld fassen bis zum nächsten Morgen. Am hellen Tage würden wir uns dann schon los arbeiten können, dachten wir. Und so legten wir uns zwischen den Aepfelsäcken und Zwiebelkörben zur Ruhe und schliefen den Schlaf des Gerechten, während der Druck des flutenden Wassers, von Norden her nachdrängend, uns immer fester in den Schlamm hineinpreßte.

Als der Tag graute und wir uns nun daran machten, das Flachboot von der Schlammbank abzubringen, erwies sich aber das Bemühen leider als vergeblich. Unsere Kräfte waren zu schwach. Es gelang uns nicht, das Flachboot ins tiefe Wasser zu bringen. Dabei war es, obgleich wir uns schon im Oktober befanden, in dieser südlichen Gegend drückend heiß, und die Wärme nahm immer mehr zu, je höher die Sonne stieg. Auch Schwärme von Moskitos und anderen Insekten der benachbarten Sümpfe machten sich uns auf unangenehme Art bemerklich.

Wir befanden uns etwa zwanzig Schritte vom Ufer des Staates Mississippi. Das Wasser nahe am Vorderteil des Flachboots war hier so seicht, daß man beinahe trockenen Fußes ans Land kommen konnte.

Da hörten wir vom struppigen Sumpfufergebüsch her ein klägliches Gewinsel, und aus dem Dickicht hervor wankte ein junger Neger, der durch die sonderbarsten Grimassen und demütigsten Gebärden Schutz von uns zu erflehen schien.

In der Hoffnung, von ihm etwas Genaueres über die Gegend zu erfahren, winkten und riefen wir ihm zu, er solle an Bord zu uns kommen.

So schlich er denn keuchend zu unserem Flachboot, und wir halfen ihm an Deck. Schrecklich erschöpft und elend sah er aus. Wir stärkten ihn zunächst mit Speise und Trank. Dann nahm ich ihn ins Verhör.

„Du bist wohl in dieser Gegend zu Hause?" fragte ich. „Als Sklave natürlich?"

„Ja, Massa," stammelte er in seinem kauderwelschen Negerenglisch.

„Wie weit ist die nächste Plantage von hier entfernt?"

„Ungefähr zwanzig englische Meilen."

„Wer ist dein Herr?"

„Mr. Drouot drüben am Yazoo."

„Wie heißt du?"

„Tiberius," murmelte der Schwarze. „Grausam bin ich behandelt worden und schlimmer daran gewesen als ein Hund."

„Kalkuliere, du bist deshalb weggelaufen?"

„Ja, Massa, weil ich ganz ungerechterweise gepeitscht worden bin."

Er fing an zu schluchzen und zu weinen. Mein Mitleid wurde immer reger. „Was kann ich für dich thun?" fragte ich.

„O, nehmt mich mit!" flehte er.

„Ich steure nach New Orleans, sobald ich von der verwünschten Sandbank abkomme. Dorthin kann ich unmöglich einen geflüchteten Sklaven mitnehmen, über dessen rechtmäßigen Besitz ich mich nicht auszuweisen vermag."

Er schien dies einzusehen und murmelte: „Wäre ich nur drüben!"

„In Arkansas?"

„Ja, Massa; dort könnte ich leichter entwischen."

„Nun, das ließe sich ja machen, wenn wir nur erst das Flachboot wieder flott hätten."

Er bebte plötzlich an allen Gliedern und stöhnte: „O, horcht! Die Verfolger sind nahe."

Wir vernahmen tiefes, dumpfes Gebell, aus der Ferne herübertönend.

„Was hat das zu bedeuten?" fragte ich.

„Es sind die Bluthunde," murmelte er angstvoll. „Drouots Freund und Nachbar, der Pflanzer und Sheriff Girard, besitzt deren zwei, die er von Kuba hat kommen lassen."

„Nun, dann ist's klar, was geschehen muß," sagte achselzuckend Brewer.

„Was meinst du, Jim?"

„Wir müssen den unglücklichen Tiberius ohne weiteres sofort ausliefern, um nicht selbst ins Verderben zu geraten. Denn die höllischen Köter, welche seine Spur verfolgen, werden ihn sicherlich hier wittern, wenn sie sich dem Flachboot nähern."

„Guter Massa, ich bitte, ein Messer!" wimmerte der Schwarze.

„Wozu, Tiberius?"

„Ich will mich töten."

„Mut, armer Bursche!" sprach ich. „Jim, ich sage dir: er hat zu uns seine Zuflucht genommen; wir wollen ihn beschützen."

„Sei nicht unvernünftig, Jack!" rief mein Freund. „Wir dürfen's nicht wagen, ihn zu schützen. Thun wir's, so geraten wir in Gefahr, als Abolitionisten gelyncht zu werden."

„Zunächst kommt's doch darauf an, wie zahlreich die Verfolger sind. Ha, dahinten kommen sie ja eben zum Vorschein! Nur drei Reiter; der eine davon ist ein ganz jugendlicher, grüner Bursche."

Der Neger hatte sich niedergeduckt, um nicht vom Ufer aus gesehen zu werden. Er lugte durch eine Ritze in der Bordwand.

„Der eine, da, links, ist Mr. Drouot, mein Gebieter," flüsterte er. „Der junge Mensch ist sein ältester Sohn. Und sein Begleiter ist Mr. Girard, der Sheriff."

Die beiden Pflanzer sahen stattlich, beinahe kavaliermäßig aus, wie sie so daher sprengten, als ob sie die alleinigen Herren der Welt wären.

„Vielleicht kommen noch mehr von diesen

heißblütigen Südländern," meinte Brewer besorgt. „Wären wir auf dem freien Wasser, dann könnten wir ihrer spotten, da sie kein Boot haben. Aber da wir hier festsitzen, ist's eine bedenkliche Geschichte. Mache lieber keine Dummheiten, die uns den Hals kosten können, Jack! Liefere den Schwarzen aus!"

„Nein, Freund Jim."

„Vielleicht bekommen wir dann noch einen Fanglohn."

„Sprich nicht so, Jim, oder ich müßte dich verachten!"

„Nun denn, wie du willst."

Die Bluthunde rannten, den Reitern voraus, keuchend ans Ufer. Es waren große, schwarze, unheimlich aussehende Tiere.

Ich schob die nächsten Aepfelsäcke und Zwiebelkörbe auseinander und sagte leise: „Da hinein, Tiberius!"

Wie eine Schlange kroch der Nigger hinein und verschwand in dem Versteck. Nichts war von ihm zu bemerken nach dem teilweisen Zusammenschieben der Säcke und Körbe.

„Das wird gar nichts nützen," meinte Jim. „Mir scheint's, die Köter haben ihn schon gewittert."

Die beiden Pflanzer saßen von den Pferden ab, welche sie dem jungen Menschen zur Obhut überließen. Dann kamen sie ganz dicht zu uns heran.

„Hallo, Schiffer!" rief Drouot.

„Was soll's, Sir?" fragte ich höflich.

„Habt Ihr einen Nigger gesehen?"

„Habe in meinem Leben viele Neger gesehen, besonders in diesen südlichen Gegenden."

„Spaßvogel!" rief er. „Was habt Ihr geladen?"

„So allerlei Artikel."

„Vermute, Ihr habt mein lebendiges Niggerfleisch an Bord. Diese Hunde scheinen das ganz richtig zu wittern."

„Ihr irrt, Sir. Die Hunde wittern wahrscheinlich Schweinefleisch; ich habe nämlich Schinken und Speckseiten im Raum."

„Wohl, wir werden das sogleich genauer untersuchen und zu Euch an Bord steigen."

„Oho! Ihr habt hier nichts zu untersuchen. Wir sind hier auf dem freien Mississippi, und ich bin Herr auf meinen Planken."

„Ich bin der Sheriff vom Yazoo-County," sagte Girard. „Ihr seid auf der Flußgrenze meines Bezirks. Achtung vor mir, dem Vertreter des Gesetzes, Sir!"

„Nun, Sheriff, so kommt Ihr allein an Bord."

„Mit den Hunden."

„Nein. Ohne die Bestien."

„Pah, mein guter Mann, es scheint fast, Ihr glaubt, mich überlisten zu können. Wenn Ihr den flüchtigen Nigger an Bord versteckt habt, so werden gerade diese braven Tiere ihn sogleich finden. Also —"

Er trieb energisch die Bluthunde an, aufs Deck zu springen.

„Achtung, Jim!" schrie ich.

Wir hoben beide unsere schußbereiten Flinten. Der eine Hund sprang zu kurz und fiel ins Wasser, der andere blieb mit den Vorderpfoten am Bordrand hängen. Ich schob ihm meinen Gewehrlauf ins schäumende Maul, gab Feuer und zerschmetterte ihm den Kopf. Unterdessen zielte Jim bedachtsam und erschoß den unten im Wasser zappelnden zweiten Hund.

„Ihr sollt das schwer büßen!" schrie drohend der Sheriff.

„Jedenfalls ist mein Nigger Tiberius an Bord," rief Drouot. „He, Schelm von Schiffer, Ihr gedenkt wohl mein Eigentum irgendwo zu verkaufen?"

„Ich handle nicht mit Menschenfleisch," sagte ich. „Das ist nicht mein Geschäft. Fort da vom Flachboot!"

Die beiden waren jedoch durchaus nicht geneigt, sich zu entfernen. Drohend hoben sie ihre Pistolen, denn damit waren sie bewaffnet, sowie auch mit Hetzpeitschen.

Aber wir hatten die Uebermacht. Unsere fünf Flinten richteten wir gegen die zwei, und so wagten sie nicht, Feuer zu geben.

Dieser Zustand gegenseitiger Bedrohung dauerte ungefähr eine Minute und verwandelte sich dann plötzlich auf seltsame Art.

Vom Ufer her erscholl ein Schrei des jungen Drouot.

Wir schauten alle hin. Es war da aus dem Gebüsch ein Dutzend Bewaffneter zum Vorschein gekommen. Zwei davon beschäftigten sich eben eifrig, dem Jüngling die Hände auf den Rücken zu binden.

Der Anführer dieser höchst verdächtigen Schar, ein etwa vierzigjähriger schwarzbärtiger Mann von verwegenem Aussehen, rief mir zu: „Nur Mut, würdiger Flachbootschiffer! Man kommt Euch zu Hilfe!"

Danach richteten die zwölf ihre Flintenläufe auf unsere Gegner.

„Ergebt Euch!" schrie der Schwarzbärtige.

Die beiden Pflanzer sahen sich wohl oder übel dazu gezwungen, der Aufforderung Folge zu leisten. Die Pistolen mußten sie abliefern und die Hetzpeitschen, worauf sie ebenfalls gefesselt wurden.

„Sir," sagte ich zu dem Anführer, „es ist edel von Euch gehandelt, daß Ihr so beherzt einem armen Flußschiffer zu Hilfe kommt. Dafür danke ich Euch aufrichtig."

„Keine Ursache!" rief er. „Ich bitte, Sir, keine unnötigen Komplimente! Wir kamen da eben zufällig am Ufer an und bemerkten, was sich zutrug. Da dachte ich sogleich: Halt! Hier ist ein Geschäftchen zu machen!"

„Mit wem habe ich eigentlich das Vergnügen, mich zu unterhalten?"

„Würdiger Schiffer, vernimm es: ich bin Simon Teach, der Herr aller Wildnisse am Mississippi!"

Also mit dem allerberüchtigtsten Flußpiraten jener Zeit waren wir zusammengeraten.

„Weshalb wurdet Ihr bedroht von den beiden Kreolen?" fragte er.

„Ei, sie beschuldigten mich, einen Neger geraubt zu haben," versetzte ich.

„Aha!"

Er wandte sich an die Pflanzer und sagte: „Nun, Gentlemen, nur munter! Es handelt sich um das Lösegeld. Bietet!"

„Verlangt!" sprach finster Drouot.

„Tausend Dollars für jeden."

„Auch für meinen Sohn dort?"

„Nein, den gebe ich gratis mit in den Kauf."

„Und unsere Pferde?"

„Ja, die müssen natürlich besonders bezahlt werden. Es sind hübsche Tiere. Ich bin Kenner — betreibe zuweilen auch Pferdehandel. Sagen wir hundert Dollars für jedes Pferd. Summa Summarum also zweitausenddreihundert Dollars."

„Wir haben nur wenig Geld bei uns."

„Euer Sohn muß das Geld herbeischaffen."

„Camille," sagte Drouot, „komm her!"

Der junge Mensch wurde herbeigeführt.

„Laßt ihn frei!" gebot der Schwarzbärtige. „So, nun instruiert ihn."

Drouot und Girard thaten das. Der Jüngling sollte ein Pferd besteigen und schleunigst nach der Plantage reiten.

„Versuche aber keine Verräterei," sagte Teach, „sonst hätten dein Vater und sein Begleiter das schrecklich zu büßen, mein Junge, du mußt allein kommen mit dem Gelde! Wie lange kann das dauern?"

„Sieben Stunden," versetzte der Pflanzer. „Camille, du mußt im Galopp reiten und zu Hause ein frisches Pferd nehmen."

Der Jüngling versicherte, daß er alles bestens besorgen wolle. Er stieg zu Pferde und sprengte nach Osten in die Wildnis hinein.

Die Bande, welche jetzt auf das Lösegeld warten mußte, betrachtete nun das Flachboot als ihre Wasserburg. Man schaffte die beiden Gefangenen aufs Deck und gebot ihnen, sich da zu lagern. Die Pferde wurden am Ufer festgebunden.

„Das erste Geschäft wäre also recht gut eingeleitet; nun zum zweiten!" sprach Teach vergnügt. „Liefert die Waffen ab, und heraus mit den Moneten, ihr wackeren Flachbootleute!"

„Wie, Sir," rief ich entrüstet, „ist das Euer Edelmut?"

„Kein Geschwätz, würdiger Schiffer! Gehorcht augenblicklich!"

Jim Brewer und ich waren allerdings nicht dazu geneigt; unsere beiden jungen Irländer aber und der alte Schotte hatten Furcht vor der Bande; sie thaten, was verlangt wurde; da mußten also mein Freund und ich auch klein beigeben.

„Nun, Sir, was zahlt Ihr denn als Lösegeld für das Flachboot und die Mannschaft?" sagte der Schwarzbärtige zu mir.

„Ich bin nur ein armer Flußschiffer," versetzte ich. „Die Dollars sind bei mir sehr knapp."

„Hm, hm! Nun, ich bin ja kein Unmensch und huldige dem Grundsatz: Leben und leben lassen. Was habt Ihr geladen?"

„Aepfel und Zwiebeln und Kohlköpfe."

„An solchen Vegetabilien ist mir nicht viel gelegen. Ich hätte lieber etwas Solideres."

„Ich habe auch Schinken und Speckseiten."

„Das zu erfahren ist mir sehr angenehm."

„Wohlan denn, wenn Euch vielleicht mit vier hübschen Schinken und einer schönen Speckseite gedient ist —"

„Ich könnte das ganze Quantum brauchen."

„Aber, Sir, Ihr könnt mit Euren elf Leuten doch unmöglich hundertachtzig Schinken und dreißig Speckseiten verspeisen?"

„So gewaltig ist unser Appetit nicht, würdiger Schiffer. Nicht weit von hier habe ich einen Segelkutter versteckt liegen im hohen Schilf. Darauf will ich die Schinken und Speckseiten verladen lassen. Ein Geschäftsfreund von mir, der weiter unten am Fluß wohnt, wird sie mir abkaufen."

„Dann bin ich ein ruinierter Mann!" murmelte ich bestürzt.

In diesem Augenblick erscholl von Norden her das stoßweise Geräusch der Maschine eines stromabwärts kommenden Dampfers.

„Aufgepaßt, Kameraden!" rief Teach kaltblütig. Und uns anderen gebot er: „Legt euch alle nieder! Wer einen Laut von sich giebt, ist des Todes!"

Wir mußten gehorchen.

Der Dampfer näherte sich rasch und war bald auf etwa hundert Schritte seitwärts von uns. Der Kapitän desselben hatte ein menschenfreundliches Gemüt. Er ließ die Maschine stoppen und schrie herüber: „Hallo, Flachboot!"

„Was soll's, Kapitän?" fragte Teach, artig grüßend.

„Seid Ihr da festgeraten? Braucht Ihr Hilfe?"

„Nein, Kapitän. Besten Dank! Brauche keine Hilfe. Ich habe ein kleines Geschäft am Ufer und deshalb verweile ich hier."

„Nun denn, gute Verrichtung!" Und der Kapitän kommandierte: „Los! Go ahead!"

„Glückliche Fahrt wünsche ich, Kapitän!"

Da rief plötzlich ein Passagier auf dem Dampfer: „Halt! Haltet noch! Stopp! Der Schwarzbart da ist kein ehrlicher Flachbootschiffer. Es ist Simon Teach, der Flußpirat. Ich kenne ihn; er hat mich einmal bis aufs Hemd ausgeplündert. Seht doch — mir scheint, es liegen gefesselte Menschen auf dem Deck des Flachboots!"

„Mir kommt's wahrhaftig auch so vor!" schrie der Kapitän. „Stopp!"

Der Dampfer hielt abermals an.

Jetzt offenbarte Teach sich in seiner ganzen Banditengröße.

„Auf, Kameraden!“ rief er seinen Leuten zu, und alle erhoben sich mit ihren Waffen. Dann schrie er zum Dampfer hinüber: „Ja, ich bin Simon Teach, der Herr der Wildnis und des halben Mississippi. Packt euch fort, oder ich lasse Feuer auf euch geben!“

„Hurra!“ brüllte die verwegene Bande.

Der Dampferkapitän und dessen Passagiere brachen in ein Hohngelächter aus.

„Achtung! Fertig zum Feuern!“ erscholl drüben die tiefe Stimme eines Offiziers.

Eine Menge Soldaten — noch dazu Scharfschützen — wurde sichtbar auf dem Deck des Dampfers. Diese Truppenabteilung, welche vom Norden kam, war für ein südwestliches Fort bestimmt, wie wir nachher erfuhren.

„Verwünscht, sie haben Militär an Bord!“ schrie schreckensbleich der Schwarzbärtige.

„Gebt Feuer!“ ertönte drüben das Kommando. Eine Salve erkrachte; die Kugeln sprühten um uns her; mehrere davon bohrten sich in meine Aepfelsäcke und Zwiebelkörbe. Teach selbst wurde verwundet; einige von seinen Leuten getötet.

„Rette sich, wer kann!“ schrie er und sprang über Bord.

Die anderen Schelme, welche noch dazu fähig waren, folgten ihm. Doch kein einziger erreichte das schützende Gebüsch am Ufer. Vom Dampfer aus wurden sie durch die sicheren Schüsse der Soldaten niedergeschmettert.

Mr. Drouot war durch einen Holzsplitter leicht am Kopfe verwundet worden. Sein Freund, der Sheriff, verband ihn. Beide waren hoch erfreut, auf solche Weise der Verpflichtung überhoben zu sein, das große Lösegeld bezahlen zu müssen. Vom flüchtigen Neger war gar keine Rede mehr. Da die beiden Herren ihn während dieser aufregenden Vorfälle nicht erblickt hatten, so waren sie wohl zu der Ueberzeugung gelangt, daß er doch nicht auf dem Flachboot sei. Nachdem sie bei den Offizieren und dem Dampferkapitän sich bedankt, verließen sie uns, sogar ohne Groll wegen der erschossenen Bluthunde.

Der Kapitän ließ ein dickes, starkes Tau am Flachboot befestigen. Dann riß der Dampfer uns los und schleppte uns hinaus auf den Strom. Eine Bezahlung dafür wollte der edelmütige Mann nicht annehmen. Uebrigens erntete er dadurch, daß von seinem Dampfer aus die berüchtigte Flußpiratenbande vernichtet worden war, Ruhm und Dank bei allen ehrlichen Leuten am unteren Mississippi.

Nachdem der Dampfer uns verlassen, steuerten wir rüstig weiter stromabwärts.

Der Neger Tiberius kam halbtot und zitternd vor Angst aus seinem engen Versteck hervor. Ich sagte ihm, daß die Gefahr vorüber sei, und setzte ihn, mit einem Zehrpfennig versehen, seinem Wunsche gemäß an der Arkansasseite ans Ufer, wo er sich dann weiter forthelfen mußte. Hoffentlich wird ihm das gelungen sein.

Unser Flachboot gelangte glücklich nach New Orleans, wo wir recht gute Geschäfte machten. Dann kauften wir Südfrüchte, sowie andere Waren ein und ließen uns für eine billige Gebühr von einem Dampfer stromaufwärts schleppen. Niemals wieder fiel es Jim Brewer und mir ein, Fultons nützliche Erfindung zu verwünschen; wir hatten den Segen derselben erkannt. Bei der gerade durch den bequemen Dampferverkehr seitdem schnell steigenden Bevölkerungszunahme am Mississippi hob sich auch bedeutend in den nächsten Jahrzehnten unser eigenes bescheidenes Flußschiffahrts- und Handelsgeschäft.

Humoristisches.



Mißverstanden.

Der kleine Emil ist unartig gewesen und hat sich, als er Mama mit dem Stocke nahen sieht, unter das Bett geflüchtet. Der Vater will ihn hervorholen.

Vater (unter das Bett kriechend): Da bist du ja!

Emil (flüsternd): Ja, Papa, will sie dir auch was?



Wem?

Wirt: Wünsche gesegnete Mahlzeit!

Gast: Na, Herr Wirt, ich fürchte, die Mahlzeit bringt Ihnen mehr Segen als mir.

Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 9.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 7:
Nichts übereile, gut Ding braucht Weile.

Charade. (Dreisilbig.)

Die ersten sind, wie viele sagen,
Ein Mittel, welches, klug gewählt,
Befreiung bringt von Körperplagen
Und die Gesundheit stärkt und stählt.
Sogar in mancher schweren dritten
Gab dieses Silbenpaar schon oft
Von Leiden, lang mit Qual erlitten,
Noch Heilung, die man kaum gehofft.
Bewundernd schauen wir das Ganze;
Sein Rauschen tönt bei Tag und Nacht,
Und häufig zeigt's im Sonnenglanze
Des Regenbogens Farbenpracht.

Auflösung folgt in Nr. 9.

Buchstaben-Rätsel.

Mit M trägst du es stets mit dir umher;
Mit P ein Pflänzlein ist's, oft schädlich sehr:
Mit F macht man's aus Wolle und aus Haar;
Heißt man es wen, ist er der Achtung bar.

Auflösung folgt in Nr. 9.

Auflösung des Homonyms in Nr. 7:
Gefaßt.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.